

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (3 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Kemtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 149.

Berlin, Montag den 13. Dezember

1841.

Spanien.

Neue Reise-Literatur über Spanien.

II.

Reisebriefe von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Erster Band. Berlin, Alexander Duncker, 1841.

Hier haben wir eine ganz moderne Reisebeschreibung im Genre der Reisebilder u. s. w. In diesem kommt es nicht auf die Gegenden, auf die fremden Zustände, nationalen Eigentümlichkeiten an; die sind ganz gleichgültig; die Hauptsache ist das beschauende Ich; die Gegenden, die Bäume, die Felsen, die Städte, die Menschen sind nur, um sich von dem beschauenden Ich reflektiren zu lassen. Der moderne Reisende (oder sagen wir lieber die moderne Reisende, da da die Verf. den Rezensenten Oberflächlichkeit vorwirft, welche gesagt haben, sie schreibe wie ein Mann) reist, nicht um sich zu belehren oder zu beobachten, sondern um sich anzuregen, um ihre Phantasie zu erfrischen, um einen Gegenstand für ihre poetische oder satirische Laune zu erhalten. Es kommt also auf die Gefühle, Einfälle, Stimmungen an; daraus entsteht die *semme à sentiment* (wohlgegemerkte *semme!*); aber das Kostbare, Werthvolle dieser Gefühle ist gerade, daß sie die eigenen Gefühle sind. So geht die *semme à sentiment* in die *semme à prétentions* über. (*semme!*)

Die Hauptsache ist also das fühlende, anzuregende Ich. Was es fühlt, wodurch es angeregt werden soll, ist gleichgültig; wenn es nur überhaupt fühlt und angeregt wird. Dadurch erhalten wir einen Rahmen von ungeheuren Dimensionen, in den alles Mögliche hineingebracht werden kann, wie es hier der Fall ist. Eine größere Mannigfaltigkeit läßt sich kaum denken. Wir finden hier lyrische Klagen, poetische Ergüsse, polemische Ausfälle gegen die Dampfwagen und die Rezensenten, Franzosenhaß, innige Gefühle, unbefriedigte Sehnsucht, Anpreisungen des Mittelalters und — aber die Liste würde zu lang werden. Ja, wer sollte es glauben, die Verfasserin macht sogar Abschweifungen in das Gebiet der Politik (wo soll man nun noch Ruhe vor derselben finden, wenn sie sich sogar in die zierliche Feder einer lebenswürdigen Deutschen Frau flüchtet?). Ob sie bei den unpolitischen Lesern, wenn diese das Gesetz anwenden: „*Que la politique ne tombe pas en quenouille*“, Gnade finden, ob sie nicht, wenn auch nicht in den Ruf einer Frau, die wie ein Mann schreibt, doch in den Ruf einer emancipirten Frau kommen werde, ist eine andere Frage.

Man glaube übrigens ja nicht, daß Mangel an Belehrung in dem Buche sey; im Gegentheil ist dafür sehr reichlich gesorgt. Da sich indes viele der geistreichsten Aeußerungen nicht gut würden in eine Uebersicht hineinbringen lassen, so veranstalten wir eine kleine Blumenlese. Zuerst, was ist gegen die Dampfwagen zu sagen? Es sind größtentheils persönliche und poetische Gründe, von denen wir indes, da sie manches Neue enthalten, einige anführen. Zunächst ist der Verfasserin die Gemeinschaft mit aller Welt im engen Raume zuwider. Sodann findet sie, daß der Mensch sich dadurch zu einem Waarenballen herabschne und sich seiner Sinne, seines Willens und seiner Unabhängigkeit begeben. Daran wird gleich eine Anklage der Zeit geknüpft. Ja, ja! ruft sie aus, in den modernen Kram paßt sie! sie ist nivellirt und centralisirt, und das sind die beiden fixen Ideen derjenigen, welche sich Liberale nennen. Nivelliren können wir zugeben, aber nicht Centralisiren! das Centralisiren ist von Ludwig XIV., von Napoleon, überhaupt von der Gewalt ausgegangen, die alle Häden in einer Hand zu fassen sucht. — An einer anderen Stelle sagt sie einige schöne und tiefgeföhlte Worte zur Verherrlichung des Mittelalters. „Stehe ich vor solcher Blüthe des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, vor solcher sublimen (warum dies in *ean de mille fleurs* getränkte Wort?) Hieroglyphe der Andacht, so fällt mir immer ein, daß jetzt so viele Menschen im Mittelalter nichts sehen wollen als heuchlerische Klerisei und Raubritter und völlige Knechtschaft des Geistes. Tyrannen haben die Kirchen bauen lassen und Sklaven haben sie erbaut; so sprechen sie ganz ernsthaft. Aber wer hat sie erdacht, frage ich; haben das auch unwissende, stupide Sklaven gethan? Welch ein Schwung, Welch eine Imagination zu solcher Conception gehöre, davon ist mit diesen Peuten nicht zu reden, denn sie haben weder den einen noch die andere.“

Mit Uebergang aller poetischen Kreuz- und Querzüge gehen wir der Verf. jetzt auf ihrer Fahrt nach. Diese ging über Prag, Linz, Ischl, Salzburg, durch Tyrol nach Mailand, Genua und Nizza.

Diese Route ist indes zu bekannt, um noch eine sonderliche Ausbeute davon zu erwarten. Nachdem die Verf. den Winter in Nizza verweilt, trat sie die Reise durch das südliche Frankreich an, wo sie lange Jeremiaden über den Französischen Geist anstimmt, und bei dieser Gelegenheit auch den Deutschen vorwirft, daß sie sich unter Frankreichs Vormundschaft begeben hätten; die Sammlungen in Deutschland zum Besten der überschwemmten Franzosen nennt sie eine *Balourdise* und miserable *Orientation*. Sie besuchte Toulon, Marseille, Aix, beklagt sich gelegentlich über den Mangel an Poesie in unserer Zeit, besonders über die Verleger, die nur Prosa wollen, besichtigt Avignon, das sie schildert als: „Ruine ohne Poesie, begraben in Schmutz und Dürftigkeit, menschenleer, obwohl es 30,000 Einwohner zählt, und wo Alles das Gepräge der Verfunkenheit trägt, Menschen und Häuser, Kirchen und Steinpflaster.“ Die Reise geht sodann über Nîmes, wo sie Veranlassung findet, sich über die Römer zu erkundigen und Thümmel der Leichtfertigkeit zu bezüchtigen, Arles, Montpellier, Beziers und Perpignan.

Bei ihrem Eintritt in Spanien findet sie die Chaussees zwar schlecht, aber den Zustand des Landes doch beruhigender als sie erwartet hatte. „*Bewahrloft!*“, sagt sie, „sind die Wege, die Brücken, und was durch die Regierung eines Landes unterhalten seyn will, aber weder das Volk noch das Land. Ich bin freilich in Catalonien, in der arbeitsamsten, gewerbsleißigsten Provinz von ganz Spanien, bei einem Volk, das von jeher thätig und frisch war, aber es ist dennoch unglaublich, daß man so wenig Spuren der Verwüstung und Vernachlässigung wahrnimmt, welche die unausbleiblichen Folgen eines Bürgerkrieges und einer so kompletten Desorganisation zu seyn pflegen, wie sie seit Jahren hier geherrscht haben. Die Felder sind bestellt; in den reinlichen weißen Häuschen der Dörfer und kleinen Ortschaften klappert der Webstuhl; die Weiber sitzen unter den Eichen und flöppeln Spigen, die Männer treiben ihr Handwerk. Alle sehen rüstig aus, schlank und fest von Gestalt, mit schmiegsamen Gliedern und mit einem ungewöhnlich leichten Gang.“

Da den Postwagen beständig einige Kavalleristen und Infanteristen begleiteten, so konnte sie sich vom Zustande des Militärs überzeugen; sie gesteht, daß dieselben ziemlich dürftig ausgesehen und ihre Equipirung gestickt und abgetragen gewesen, aber sie rühmt ihnen kräftige und behende Haltung und Nery nach. Und an einer anderen Stelle sagt sie über denselben Gegenstand: „Etwas, woran ich mich nicht gewöhnen kann, ist die Barfüßerei der Soldaten und ihr ärmlicher Aufzug. Sie sind den ganzen Winter in Sommerbekleidern herumgelaufen, und wenn ihnen die Regierung Sold für sechs Monat schuldig geworden, bezahlt sie ihnen drei. Die Offiziere sollen es noch übler haben, denn da den Gemeinen außer ihrem schon so geringen Sold gar keine Subsistenzmittel zu Gebote stehen, so treten jene mit ihren Forderungen so lange zurück, bis diese befriedigt sind. In Reihe und Glied sollen sich dennoch die Truppen recht gut ausnehmen.“

Von Barcelona sagt sie, daß es eine recht elegant gebaute und wohlhabende Stadt sey, die ein wenig an Neapel, ein wenig an Mailand erinnere, aber durch den Mangel an Wagen etwas kleinstädtisches erhalte. Sie gesteht indes zu, daß dieselbe von allen Spanischen Städten jetzt den lebhaftesten Handel treibe, meint aber, sie habe durch die Reibung mit Fremden ihre Originalität verloren, wie ein Goldstück, das aus einem Beutel in den anderen gehe, sein Gepräge verliere.

Wenn sie in Barcelona das Spanische Wesen vermiste, so fand sie sich in Valencia en plein Espagne versezt. „Valencia“, sagt sie poetisch, „lag, weiß wie ein Schwan auf seinem grünen Nest, auf der Ebene da, und ein Kranz von violetten Bergen, wie von Blumen, rund umher, während das Blau des südlichen Himmels Vor- und Hintergrund von unvergleichlicher Transparenz bildet. Valencia! klingend von Liedern, von Romanzen, von Guitarren; duftend von Blumen, belebt von tapferen Rittern und schönen Frauen, von reizenden, lockenden Abenteuern der Liebe, der Leidenschaft und der Rache. Valencia! wer kennt es nicht! „Den Eid zu Valencia und im Tode“, den herrlichen königlichen Kampfpreis, den der edle Campeador durch sein gutes Schwert sich gewann! Das flog mir Alles durch den Sinn, als ich's ins Auge faßte mit jenem erwartungsvollen, freudetrunknen Blick, den wir auf etwas nie Gesehenes und doch schon längst Bekanntes und Geliebtes werfen.“

Alicante zeigt hiermit den vollkommensten Kontrast, der sie um so mehr frappirte, als er durch gar keine Abstufung vorbereitet war. „Vor zwölf Stunden sah ich Frische und Kraft in voller Keppigkeit,

in rechter Jugendblüthe um Valencia gelagert und die Kultur behaglich ausgedehnt auf der weiten und breiten lachenden Ebene; heute früh den schroffen, nackten, heißen Felsen, starr am Meere sich hinziehend ohne Vegetation, ohne Kultur, nichts als Schärfe und Dürre, und Alicante eingeklemmt zwischen Fels und Meer, wie das Produkt dieser Natur, wie eins mit dem Stein. In der Stadt sah es viel heiterer aus als wir erwartet hatten, hübsche weiße Häuser mit flachen Dächern, von Balustraden umgeben, und die Straßen besser gepflastert und weit reinlicher als in Valencia."

Den Anblick von Carthagena findet sie nicht freundlicher als den von Alicante, denn es zeigt sich hier derselbe Mangel an Vegetation, dieselbe schroffe nackte Felsformation. Uebereinstimmend mit dem Flüchtling-Reisenden, schildert sie den Verfall dieser Stadt, die einst für Spanien dasselbe war, was jetzt für Frankreich Toulouse ist, als höchst betrübend. In dem Hafen liegt jetzt nur ein Kriegsschiff; sonst beschäftigte das Arsenal 7000 Menschen, jetzt zählt die ganze Stadt nur 12,000 Bewohner. In einem Hofe werden die alten Anker aufbewahrt, und in einem anderen sah ein Dutzend Menschen und rieb die verrosteten Kugeln ab; das sind die einzigen Reste der früheren Thätigkeit. Die großen weitläufigen Gebäude sind jetzt alle verfallen, einige liegen in Ruinen. Hier rügt die Verf. sehr richtig das Borartheil, als ob eine Nation schon durch die natürlichen Reichthümer reich werde. „Man sagt, Spanien sey nicht arm zu nennen, denn es habe in seinem Boden unglauubliche Ressourcen. Was helfen die, wenn man nicht versteht, sie in Bewegung zu setzen? Eine wasserlose Gegend bleibt ohne artesischen Brunnen wasserlos, und wenn sie zwanzig Klafter unter der Erde das Weltmeer hätte. Und manche Provinzen Spaniens haben buchstäblich kein Wasser, so daß man nicht durch Irrigationen den Mangel an Regen ersetzen kann, der an dieser Küste so groß ist, daß in sechs bis sieben Monaten des Jahres kein Regen fällt. Ja, einer der Herren an Bord, ein Bewohner von Alicante, hat eine Dürre von achtundzwanzig Monaten erlebt. In anderen Provinzen fehlen die Menschen. Zur Zeit der Mauren hat Spanien 20 Millionen gehabt; Einige sagen 30 gar; jetzt hat es 10. Damals war das Land wohlhabend, blühend, genügte allen Ansprüchen eines üppigen Volks, also mußte es freilich Ressourcen besitzen, die im Zusammenhange mit der Menschenmenge waren, und die untergingen oder brach liegen blieben, als jene auf so schauderhafte Weise zusammenschmolz. Ueberall fehlt Communication durch Kanäle und Chauffeen, und somit die Aufforderung, das Land sorgfältig zu bebauen, denn es existiren keine Mittel, um die Produkte fortzuschaffen — gerade wie in Sicilien!"

In Malaga fühlte sie sich wieder sehr behaglich. „Die Gegend um Malaga ist reizend. Gleich hinter der Stadt wird das Land schon wellenförmig, und steigt so von Hügel zu Hügel bis in die Berge hinein, ganz allmählig, aus Blumen- und Drangengärten in Weinberge, und aus diesen in kahle Felsen. Kleine grüne Wiesen und Maulbeerbäume, einzelne schlanke Palmen, Bouquets von Cypressen, viele verstreute Landhäuser, kühle, heimliche Thäler, welche die Höhenzüge nach allen Richtungen wie Furchen durchziehen, geben der Landschaft den Reiz des Wechsels und der Bewegung. Sie ist ungleich schöner und mannigfaltiger als die von Valencia. Gegen Abend, als das Sonnenlicht anfing, rosenfarben zu malen, stiegen wir auf den Thurm der Kathedrale, um den Ueberblick von Stadt, Land und Meer zu haben; — und das ist nun allerdings sehr schön, aber doch bei weitem nicht wie Palermo."

Granada versteht sie in Entzücken. „Quien no ha visto Granada", ruft sie aus, „no ha visto nada", heißt das Sprüchlein hier zu Lande — und wahrlich! es hat ganz Recht! Granada ist eine von den Städten, die wie Rom, wie Venedig, einzig, eigenthümlich und ohne Gleichen auf der Erde sind. Ihre Geschichte, ihre Monumente, ihre Vergangenheit, ihre Schönheit umgeben sie mit einer Glorie, von der man, wie bei dem Strahlenkranz der Heiligen, nicht recht weiß, ob sie Poesie oder Wirklichkeit ist. Aber gerade darum sind sie so schön! — Hier lernt man die Araber verstehen, diese Menschen, halb von Sammet und Perlen, halb von Stahl und Erz. So ist das Klima, so ist das Land, so sind ihre Monumente. Das Klima: Südens Gluth und Nordens Kräfte; das Land: die schönste wechselvolle Ebene von der schneebedeckten Sierra Nevada begränzt; die Alhambra: rauher, harter Stein von außen, von innen — ja, was von innen? auch Stein, aber Stein, der mehr Aehnlichkeit mit Perlen, mit Spitzen, mit Wolken hat, als mit Stein. — Hier könnte man Märchen dichten von Rose und Nachtigall, wenn die Perser es nicht schon so lieblich gethan hätten! Die Nachtigallen schlagen Morgens und Abends und Mittags, ungestört, ununterbrochen, wie kleine, unsferbliche Echo's der Lieder, die hier einst erklungen sind; und die Rosen blühen purpur-, gold- und rosenfarben wie unvergängliche Denkmale der vergänglichlichen irdischen Schönheit der Maurischen Frauen, die einst hier von tausend Sängern und Rittern gepriesen worden sind."

Hier erhalten wir auch eine schöne Schilderung der Maurischen Architektur: „Wer hierher kommt, den Kopf voll Gedanken an die maison carrée zu Nimes oder an die Tempel von Pástum, oder an St. Peter oder an den Straßburger Münster, der wird sich sehr getäuscht finden. Hier sind nicht die ernstern, zarten Linien der Griechischen — oder der stolz geschwungene Bogen der Römischen — oder das tief sinnige Gewölbe der Gothischen Baukunst. Bei allen diesen Architekturen scheint das organische Leben das Vorbild gewesen zu seyn, die Säule mahnt an die Palme, der Pfeilerbündel an die Aehrengarbe. Hier sieht man KrySTALLISATION! Phantastisch, wie der Winter sie an eine Fensterscheibe häucht, geheimnißvoll, wie sie sich im dunklen Felsen ausbildet, klar und fein, wie die Menschenhand, ihr nachahmend, den Edelstein facettirt. Weil Alles in diesen Edelstein-Proporzionen ist, so sind die Dimensionen damit übereinstimmend,

und die Alhambra ist nicht so groß wie ein Palast von Quadersteinen gebaut, aber die vollkommenste Harmonie aller einzelnen Theile und ihrer Decorationen machen die Räume frei und leicht. Die Wände der Gemächer sind vom Fußboden an à la hauteur d'appui mit bunter Fayence bekleidet, die eine zierliche Mosaik bildet, in der beständig, trotz aller Mannigfaltigkeit, wie in einem Kaleidoskop, die Sternform herrscht. Der obere Theil der Wände ist mit Stuck bekleidet, der wie ein Spitzenschleier klar, fein und brochirt sie überzieht. Man möchte rosenfarbenen Taft dahinter halten, um die zierlichen Muster besser hervortreten zu lassen. — Die Decken der Säle sind hoch emporsteigende Gewölbe, aus Millionen kleinen Gewölben zusammengesetzt, als wären sie mit Honigwaben tapezirt. An ihnen sieht man deutlich bunte Farben und reiche Vergoldung."

So weit führt der erste Theil. Auf den so eben erschienenen zweiten Band kommen wir vielleicht noch später einmal zurück. B.

H o l l a n d.

Hollands Verhältnisse zu Java.

(Schluß.)

Die Einwohner jedes Dorfes, oder wenigstens die Vornehmsten unter ihnen, hatten ehemals das Recht gehabt, sich selber einen Häuptling zu wählen. Dieser und die Greise bildeten den Gemeinderath, schlichteten die Prozesse, vertheilten die Auflagen und wiesen jedem Einwohner des Dorfes seine Arbeit an, doch mit Verschonung der Alten und der verheiratheten Frauen. Die General-Verwaltung des Landes war einer gewissen Anzahl von Deputirten verschiedener Stämme anvertraut, die ohne Einwilligung ihrer Kommittenten nichts beschließen konnten. Da jeder Abgeordnete die Interessen seines Dorfes aufrecht zu erhalten hatte, so mußte, wenn eine Verordnung erlassen werden sollte, Jedermann damit einverstanden seyn; wo nicht, so rückten die würdigen Mandatäre auf das Schlachtfeld, und der Besiegte unterwarf sich dem Willen des Siegers.

Allein im 13ten Jahrhundert war der Islam in den verschiedenen Distrikten Java's herrschend geworden und diese Einrichtungen zerstört. Der neue Despotismus annullirte die Volkrechte, und des Fürsten Wille trat an die Stelle der Wahlen. Aber die Erinnerung an diese alten Privilegien hatte sich durch Tradition fortgepflanzt und lebte noch im Gedächtniß der Javaner. Auf sie gründeten nun die Engländer ihr neues Verwaltungssystem. Sie warfen den Fürsten der Insel eine Befoldung aus und nahmen ihre Einkünfte in Beschlag. Sie wählten in jedem Dorfe einen Javaner, den sie zum Häuptling seines Stammes ernannten, und an den sie, mittelst einer fixen Rente, alle zu seinem Dorfe gehörenden Ländereien verpachteten, unter der Bedingung, daß er sie bestellen ließ und den Ertrag einsammelte. Ihr Zweck dabei war, den Einfluß der Fürsten des Landes so viel als möglich zu schwächen und unmittelbar auf sie zu wirken, wie sie bereits mit Erfolg in Bengalen gethan. Allein dieses System wollte in Java nicht glücken, und es ergab sich auch unter der Britischen Regierung ein Defizit, das nach drei Jahren beinahe 20 Millionen Franken betrug. Außerdem mußten sie gegen eines der vornehmsten Oberhäupter der Insel einen hartnäckigen Krieg bestehen, und während sie ihre Truppen organisirten, wurde eine Verschwörung entdeckt, deren Haupt in jedem Distrikte Java's zahlreiche Glieder hatte, und deren Zweck darin bestand, alle Europäer zu morden. Die Erfolge des Jahres 1814 zogen Herrn Raffles noch bei Zeiten aus seiner Verlegenheit: Holland trat wieder in den Besitz seiner Kolonien.

Man beauftragte eine General-Kommission, gebildet aus den Herren Buyske, Clout und van der Capellen, um den Zustand Java's zu untersuchen. Die Kommission berathschlagte viel, studirte die bis dahin abwechselnd befolgten Systeme und beschloß endlich, wenigstens eine Zeitlang bei dem Britischen zu bleiben. Wirklich folgte Holland diesem Systeme zu seinem Unglück funfzehn Jahre lang. Als man allmählig einsah, daß dieses System nicht vortheilhafter seyn würde, als die übrigen, wollte man den gewöhnlichen Einkünften des Jahres ein Produkt mehr beifügen. Der Kaffee war damals sehr theuer; die Compagnie zwang jedes Dorf, eine gewisse Anzahl Kaffeebäume zu pflanzen, zwei bis dreihundert, je nach den Kräften der Gemeinde. Sie behielt $\frac{2}{3}$ der Aernde für sich und überließ das Uebrige den Bauern. Durch dieses Verfahren glaubten die Holländer einen bedeutenden Vortheil zu realisiren und zugleich das Interesse der Bauern wahrzunehmen; aber keiner dieser Zwecke wurde erreicht. So lange der Kaffee theuer war, nahmen die Ausländer, besonders die Chinesen, großen Theil an dem Handel. Letztere kamen mit wohlgefüllter Börse in das Haus des Gemeinde-Vorstehers. Sie waren der Javanischen Sprache kundig, sie wußten aus Erfahrung, welche Mittel man anwenden mußte, um die Javaner zu berücken, und diese Kenntniß, mit der natürlichen Schlaubeit des Chinesen gepaart, verschaffte ihnen große Vortheile über die Holländer. Oft gelang es den Chinesischen Spekulanten, die wachsamsten Holländischen Beamten zu täuschen und die ganze Aernde der Dörfer aufzukaufen.

Diese Kaffee-Kultur, die Hollands Einkünfte so wenig vermehrte, war zugleich ein harter Frohndienst für die Javaner. Oft mußten Wälder gerodet, Wästen urbar gemacht, vierjährige Arbeiten gethan werden, um nur eine Bohne Kaffee zu bekommen, und selbst die den Arbeitern überlassenen drei Fünftheile der Aernde reichten lange nicht hin, um für so viel Strapaze Ersatz zu geben. Außerdem waren die unglücklichen Arbeiter häufig Opfer einer grausamen Ungerechtigkeit. Der Vorsteher des Dorfes übertrug ihnen die Arbeit, arndete die Frucht ihres Schweißes und vertheilte sie, wie es ihm beliebte. Wie vieler Handlungen der Willkür, wie vieler Grausamkeiten machten sich diese Vorsteher nicht schuldig, ohne daß die Niederländische Regie-

zung davon Kunde erhielt und ihnen Einhalt thun konnte! War ein Jahr herum, so kamen die Einkünfte der Insel nicht den Ausgaben gleich, und eine ganze arbeitssame, geduldige, wahrhaft bemitleidenswerthe Bevölkerung war gepreßt, geschunden, mißhandelt worden, um Chinesische Kaufleute oder Dorf-Häuptlinge zu bereichern. Das System des Generals Daendel war weniger hart und gefährlich gewesen.

Im Jahre 1823 sanken die Kolonial-Erzeugnisse bedeutend im Preise. Im folgenden Jahre brach zwischen der Holländischen Regierung und einem mächtigen Fürsten ein Krieg aus. Die Regierung war in solchem Grade verarmt, daß sie, um ihre gewöhnlichen Ausgaben bestreiten, und die unvorhergesehenen Kosten des Krieges decken zu können, ein Ansehen machen mußte. Sie erhielt von dem Hause Palmer und Comp. in Kalkutta 10 Millionen Gulden zu 9 Prozent jährlich gegen Verpfändung des beweglichen und unbeweglichen Eigenthums der Insel. Das Kapital sollte in 20 Jahren abgetragen werden; und um die Schuld allmählig zu tilgen, um die Interessen zu bezahlen, sollte Holland an das Haus Palmer jedes Jahr so viele Kolonial-Produkte abliefern, als es mit Vortheil in Kalkutta verkaufen konnte.

Im Jahre 1826 wurde Herr du Bois de Ghisignies als General-Commissair nach Java geschickt, damit er den Zustand der Kolonie untersuchte und die Mittel, ihre Verluste zu ersetzen, in Erwägung zöge. Er arbeitete darauf hin, die Auflagen zu erhöhen und die Ausgaben zu vermindern; er überreichte der Regierung ein überschlägliches Budget, nach welchem die Einnahmen 106 Millionen Gulden und die Ausgaben 104 Millionen betragen sollten. Aber der veränderliche Preis der Produkte und die unvorhergesehenen Zufälle täuschten seine Vorhersagungen, und zwei Jahre nach seiner Ankunft in der Kolonie mußte man wieder zu einer Anleihe schreiten. Mehrere Holländische Handelshäuser, die nach Indien handelten, liquidirten damals mit 20—30 pCt. Verlust, und mehrere andere fallirten.

Als General Daendel das Monopol abschaffte, sah er nicht alle Folgen dieser Maßregel vorher, und die General-Kommission von 1814 war in dieser Hinsicht nicht besser beraten. Sobald Java seine Handelsfreiheit wieder hatte, sah man Schwärme von Engländern, Franzosen, Amerikanern in die Häfen der Insel kommen; sie brachten Produkte von allerlei Art auf ihren Schiffen mit und bildeten somit eine gefährliche Konkurrenz für Holland. Besonders fürchtbar wurden auch in diesem Betrachte die Engländer. Sie verbreiteten um mäßigen Preis Industrie-Artikel auf der Insel, die weit besser waren, als die Holländischen, und bemächtigten sich am Ende dieses Handelszweiges gänzlich. Die Holländer konnten nur noch Verproviantirung nach der Insel bringen. Die Holländischen Schiffs-Capitaine verlangten ein bedeutendes Frachtgeld, um ihre Unkosten zu bestreiten; wogegen die Engländer, die am Verkauf ihrer Fabrikate in Java und am Verkauf der Kolonial-Waaren in England profitirten, die Kosten des Transports kaum berücksichtigten. Außerdem fuhren 60 bis 70 Englische Fahrzeuge jährlich nach Botany-Bay und anderen Kolonien mit einer Ladung, deren Transport ihnen theuer bezahlt wurde. Auf dem Heimwege legten sie vor Java an und nahmen für 80 bis 100 Gulden die nämliche Ladung ein, welche die Holländischen Schiffe für nicht weniger als 150 oder 160 Gulden einnehmen konnten. Eine Verordnung des Parlamentes, welche den Einfuhrzoll des von Singapur kommenden Kaffees auf 9 Pence festsetzte, während der Kaffee aus anderen Gegenden einen Shilling zahlen mußte, brachte den Holländern ebenfalls großen Schaden; die Engländer kauften den Kaffee in Java, führten ihn nach Singapur, von dort nach England und realisirten von jeder Ladung einen bedeutenden Profit. Auch konnten die Holländischen Kapitalisten bei all' ihrem Reichthum mit den Britischen nicht rivalisiren. Ihre Schiffe kamen in unregelmäßigen Perioden aus Indien zurück. Bald waren die Kolonial-Produkte in Holland selten und wurden sehr theuer verkauft, bald kamen sie in Menge an und ihr Preis fiel urplötzlich. Dies abwechselnde läche Steigen und Fallen veranlaßte gefährliche Speculationen, welche den Handel unsicher machten und oft den Kredit der angesehensten Häuser erschütterten.

Alle diese bedenklichen Umstände bewogen Holland zur Organisation einer Handels-Gesellschaft, die durch Vereiniung ihrer Kapitalien leichter mit den Britischen Rhedern rivalisiren und ihre Unternehmungen ordentlicher und regelmäßiger leiten könnte. So entstand im Jahre 1824 die Handels-Maatschappij. Der König selbst stand an der Spitze der Actionaire. Die Regierung verkaufte der Gesellschaft im voraus die ganze Kaffee-Aerndte von mehreren Jahren und überließ ihr den Transport der Truppen, die zu dem mit Diepo Negoro ausbrechenden Kriege nothwendig waren. Da es der Handelsgesellschaft damals an Schiffen fehlte, zahlte sie den Holländischen Rhedern eine bedeutende Fracht und gewann Viele für ihr Interesse.

Während aber diese Gesellschaft durch das ihr bewilligte Privilegium sich bereicherte, mußte Holland ob des Zustandes der Kolonie doch nicht weniger leiden. Das Defizit wuchs mit jedem Jahre, und der Krieg machte den Niederlanden ungeheure Ausgaben. Auf Diepo Negoro's Ruf hatten zahlreiche Gemeinden die Waffen ergriffen; die Vorsteher der Dörfer und Distrikte versuchten es vergeblich, sie unter der Holländischen Herrschaft zu erhalten. Die lange geplagten, unterdrückten, zu harter Arbeit verdamnten Javaner erhoben sich wüthend und rannten mit gezücktem Schwerdte über die Felder, die sie sonst mit ihrem Schweisse befruchtet hatten, allen Anbau verwüstend und die Europäer ohne Erbarmen mordend. Das war ein Vertilgungskrieg, ein Krieg, der fünf Jahre lang dauerte, und in dessen Verlaufe gegen 200,000 Javaner und über 30,000 Mann, die unter Holländischer Flagge dienten, ihr Leben verloren.

Die Kolonie war damals in einem sehr kläglichen Zustande. Seit ungefähr fünfzig Jahren hatte Holland um ihrer willen herr-

liche Truppen und mehr als 150 Millionen Gulden geopfert, ohne einen wesentlichen Vortheil aus ihr zu ziehen. Man hat mir in Holland gesagt, es sey damals im Ernste davon die Rede gewesen, die Unheil bringende Kolonie ganz aufzugeben. Allein es ereignet sich oft, daß man im Augenblick, wo man am Gelingen irgend eines großen Unternehmens verzweifeln will, nahe daran ist, die Früchte seiner Anstrengungen zu ärndten. Das Glück hat seine Launen. Es stellt Nationen wie Individuen auf die Probe und hält sie neckend am einen Ende ihres Zauberstabes, ergötzt sich an ihrer Ungeduld und Berlegenheit und frönt nur den ausdauernden Kämpfer.

Im Jahre 1830 wurde General van der Bosch zum Statthalter von Java ernannt. Der Krieg näherte sich seinem Ende. Die vornehmsten Häupter der Revolution waren gefangen genommen oder hatten sich freiwillig unterworfen, und Diepo Negoro war mit einem kleinen Anhange in das Gebirge Diokarta retirirt. So lange jedoch dieser verwegene Mann freie Hand hatte, wagte man nicht, die Armee auf den Friedensfuß zu setzen; sie bestand noch immer aus 35,000 Mann. Endlich gerieth Diepo Negoro in Gefangenschaft, und die Armee wurde entlassen. Indes mußte man die Truppen noch beschäftigen, die unter dem großen Rebellen gedient hatten, und ihre Union nach und nach auflösen, um einer neuen Empörung zuvorzukommen. Ihren Häuptlingen mußte man bedeutende Summen Geldes geben, um sie vollends zu unterwerfen. Endlich mußten auch die der Holländischen Sache treu gebliebenen Fürsten für ihre während des langen Krieges erlittenen Verluste entschädigt werden. Das war eine neue schwere Last für Holland, und während man an der Pacification Java's arbeitete, brach die Empörung in Belgien aus.

Mitten unter den Zwistigkeiten zwischen Belgien und Holland, unter den Gerüchten von dem unglücklichen Kriege, die bis zu seiner entfernteren Insel widerhallten, entwarf der General van der Bosch den Plan zu seinem Verwaltungs-System. Die Vorsehung schien diesen ausgezeichneten Mann geschickt zu haben, damit er seinem edeln Vaterlande im Augenblicke der größten Noth eine neue Quelle des Wohlstandes eröffnete. Er nährte den lebhaften Wunsch, eine Regierungsform auszudenken, die auf der einen Seite Java's traditionelle Gebräuche und Interessen schonte und auf der anderen Seite Holland alle Vortheile verschaffte, die es von einer so großen und gelegneten Kolonie mit Recht erwarten konnte. Ein ausdauerndes Studium der physischen und moralischen Natur des Landes führten ihn auf diese Regierungsform, und nachdem er in einzelnen Gegenden glückliche Versuche gemacht, führte er sie auf der Insel in ihrem ganzen Umfang ein.

Alle Diatia's der Javaner waren, wie wir oben gesehen, verpflichtet, für ihre Chefs entweder ein paar Monate zu arbeiten, oder ein Fünftheil der Aerndte an sie abzuliefern. Daendel und seine Nachfolger hatten diese Auflage zu Zeiten verdoppelt und die Frohndienste vermehrt. Van der Bosch entwarf ihrem Systeme gänzlich, wie auch dem Verpachtungssysteme der Engländer. Er verlangte von jeder Gemeinde, daß sie ihm ein Fünftheil ihrer Reisfelder überließe, um solche Pflanzen darauf zu säen, die in Europa den meisten Werth hatten. Unter dieser Bedingung befreite er sie von den Ausgaben und Frohnen und sicherte ihnen sogar von dem Gewinn, den die Produkte abwürfen, deren Anbau er verlangte, einen Antheil zu. Außerdem erklärte er ihnen, daß, wenn die Aerndte ohne Schuld der Arbeiter schlecht ausfallen sollte, die Regierung allein diesen Verlust tragen würde. So nahm er den Javanern ihre alten Lasten von den Schultern und stößte ihnen Interesse für eine Arbeit ein, die ihnen Vortheil versprach.

Als dieser erste Punkt einmal geregelt war, sistete van der Bosch Fabriken und organisirte die Arbeiter in verschiedene Sectionen. Einige wurden mit dem Anbau der Erzeugnisse, Andere mit der Aerndte derselben, wieder Andere mit dem Transporte nach den Fabriken beauftragt, und noch Andere mußten die Erzeugnisse so präpariren, daß sie in Europa leichter verkauft werden konnten. Da diese Letzteren eine längere und mühevollere Arbeit hatten, als die Uebrigen, so gab man ihnen in der Werkstätt eine Portion Reis und Salz unentgeltlich. Die meisten Fabriken wurden Chinesen und Europäern anvertraut, die ihre Kapitalien hineinsteckten. Da der Statthalter wußte, daß die Javaner unter unmittelbarer Aufsicht der Europäer sehr ungern arbeiteten, so gab er ihnen, wo es irgend möglich war, Eingeborne zu Aufsehern.

In diejenigen Distrikte, deren Bewohner die ihnen auferlegte Bestellung der Pflanzen nicht kannten, schickte man erfahrene Arbeiter, die sie darin unterweisen mußten. Wo die Gemeinde das verlangte Fünftheil ihrer Grundstücke nicht herausgeben wollte, bestimmte man einen Antheil freies Land für diejenigen Gemeindeglieder, die nach Anweisung der Regierung arbeiteten und durch diese Arbeit steuerfrei wurden. Die Bestellung des üppig fruchtbaren Bodens von Java ist leicht; man braucht nur den Saamen in die Erde zu werfen, und er keimt ohne weitere Pflege. Man muß nur den Javaner dahin bringen, daß er seine natürliche Apathie überwindet; und das ist dem General van der Bosch gelungen.

Die Bevölkerung ist jetzt rübrig und arbeitssam. Sie kultivirt auf eigene Rechnung diejenigen Vegetabilien, die den meisten Gewinn abwerfen, verkauft sie der Handelsgesellschaft und bereichert Holland und sich selbst mit ihrer Arbeit und ihren Speculationen. Zwei Mal jährlich importirt die Handels-Maatschappij auf Rechnung der Regierung die Produkte Java's und verkauft sie in Rotterdam, Amsterdam und Middelburg an den Meißbietenden. Seit 1830 ist die Quantität dieser Produkte beinahe verdreifacht worden. Die Kolonie hat aus eigenen Mitteln 45 Millionen von ihrer Schuld getilgt; sie kann alle ihre Ausgaben bestreiten und belebt den ganzen Handel, die ganze Marine der Niederlande.

Gegenwärtig gleicht Java einem unermesslichen, mit reicher

Vegetation bedeckten Garten, den breite, mit eleganten Wohngebäuden besetzte und von einer Menge Bauern, Arbeitern und Kaufleuten belebte Landstraßen durchziehen. Batavia ist eine Stadt von 60,000 Seelen, in der man allen Europäischen Luxus findet. Einige Stunden Weges davon liegt die Residenz des Statthalters und der vornehmsten Beamten, ein wahrer königlicher Palast in einer zauberischen Natur.

Die Chinesen kommen alljährlich in großer Zahl nach Java. Mit Abgaben belastet, wie Ausfahrende oder Pestfranke in besondere Reviere eingepfercht, verhöhnt und mißhandelt, bieten sie Allen Trost, um nur nicht in ihrem überfüllten Vaterlande Hungers sterben zu müssen. Das Volk verachtet sie und bedarf ihrer dennoch. Immer thätig, unternehmend und erfinderisch, übernehmen sie allerlei Arten von Broderwerb: heute sind sie Matrosen, morgen Ackerbauer; ein andermal lassen sie sich als Arbeiter oder Chefs in Zuckerröbereien anstellen, oder sie borgen Geld zu schweren Zinsen. Es kommt ihnen wenig darauf an, wie sie ihre Zeit und Geschicklichkeit anwenden, wenn sie nur einen Profit dabei machen können; und da zu ihrer Geduld, Ausdauer und Klugheit ein sehr ordnungsliebender, ökonomischer Sinn sich gesellt, so werden sie in der Regel schon nach wenigen Jahren wohlhabend. Die Chinesen sind die mittelalterlichen Juden von Java: sie haben gleiche berechnende Klugheit und Selbstbeherrschung, gleiche Unermüdlichkeit, gleiche Schicksale. Von Europäern und Javanern gering geschätzt, zurückgestoßen, fast mit Füßen getreten, haben sie doch nicht selten die Satisfaction, im Gefühl ihrer industriellen und finanziellen Bedeutung diejenigen auszulachen, die sie mit Arroganz behandeln. Während des letzten Krieges der Holländer mit dem Fürsten von Java bedurfte der Statthalter einmal einer bedeutenden Summe Geldes und wendete sich deshalb vergebens an die Kaufleute von seiner Nation. Kein Holländer war im Stande, etwas vorzustoßen — ein Chinese borgte ihm die ganze Summe.

Die Beamten der Regierung und die Offiziere sind sämmtlich Holländer, und alle Jahr kommen auch Kaufleute und Handwerker, um in der Kolonie sich niederzulassen. Das Klima dieses so schönen und reichen Landes ist jedoch den Europäern gefährlich, und eine Menge Individuen, die in diesen lachenden und aromatisch duftenden Ebenen sich niederlassen, finden daselbst ein frühes Grab. Ein Beamter aus Java sagte mir vor einigen Monaten: „Im Jahre 1816 reiste ich mit Dreihundert meiner Landsleute, die ebenfalls in Batavia Anstellungen erhalten sollten, von Texel ab. Im vorigen Jahre wollte ich einmal zählen, wie viele von diesen Emigrirten, die bei ihrer Abreise alle jung und rüstig gewesen, noch lebten — es waren unserer nur noch Vier!! Aber die Sehnsucht nach dem Mammon läßt keine Gefahr zu groß erscheinen. Die Beamten werden so gut bezahlt, daß sie nach und nach ein ansehnliches Kapital zurücklegen können, ohne sich sehr einschränken zu müssen; und die Kaufleute haben jeden Augenblick Gelegenheit zu einer vortheilhaften Speculation. Wer über das mörderische Klima triumphiren kann, der kehrt nach 10 bis 15jährigen Arbeiten oder Speculationen in sein Vaterland zurück, kauft sich ein schönes Landhaus mit einer topikalischen Aussicht, lebt ruhig von seinen Renten und erzieht seine Kinder in der Liebe zum Vaterlande.“ K. Marmier.

P o l e n .

Fragmentarisches aus Kraszewski's Polesischen Reisebildern.

Mit Recht klagt der Verfasser über den Instinkt der wissenschaftlichen Forscher, welche eher nach den oft gesehenen Quellen des Nils und den Eisbergen des Nordmeeres und den vielbesungenen Ufern des Rheins und den ärmlichen Hütten Irlands ziehen, als nach dem Slawischen Süden, der noch viele Reichthümer für die Kunst, die Wissenschaft und hauptsächlich für den Poeten bewahrt; — daß die Naturforscher eher in der Tiefe der Erde die Mammuts suchen und die Pflanzen am Meeresboden, während doch im Slawenlande noch Alles im jugendlichen Zustande zur Entdeckung und zur Beschreibung bereit liegt. Sterne oder Pallas, Humboldt oder Forster, Basil-Hall und der Fürst Pückler-Muskau, Jeder hätte hier seine Reisen gewinnreich beenden können; denn für Jeden finden sich hier noch unberührte Materialien.

Erst zwei Männer des Auslandes, Beauplan und Matte-Brun, haben hier ihren Stoff gesucht und Europa theilweise ahnen lassen, was dieser Süden ist und was er werden könne.

Wir wollen keine von den romantischen Gegenden Polesiens, nicht das poetische Pinski, nicht die Ufer des Styr und Poryn dem Verfasser nachschildern — was wäre ein einzeln herausgerissenes Naturbild! wir wollen uns einen Theil dessen wählen, was einen wissenschaftlichen Werth für uns hat, und zunächst über den Zustand der Polesischen Bauern etwas sprechen.

Der Verfasser des Werkes „über die Reformation der Polesischen Sitten in Rußen“ (begreift alle Länder, wo Russisch gesprochen wird, sie mögen zu Rußland gehören oder nicht) schreibt Folgendes über die Bedrückung der Bauern: „Unsere Vorfahren hatten auf den Reichthagen bestimmt, daß die Untergebenen, sowohl der geistlichen als weltlichen Magnaten, für diese nur einen Tag der Woche arbeiten sollten. Und welcher Magnat der Untergebenschast Gewalt anthun würde, von dem sollte das ganze Dorf abfallen können und sich einen anderen Herrn suchen. Woraus sich zeigt, wie der Staat es gewollt habe, daß wir den Untergebenen nicht als Sklaven befehlen, sondern als Gehülften bei unserer Arbeit. — Daher thut es Noth, daß, nach dem Beispiel anderer Nationen, der Staat darauf sehe, daß die

Magnaten ihre Leute nicht nach Gefallen tödten oder plündern, ihnen das erworbene Grundeigenthum entreißen, sie über Gebühr mit Arbeiten überhäufen, wie das stumme Vieh, sondern mit ihnen wie mit Menschen menschlich umgehen.“ Ferner stellt dieser weise Reformator das Beispiel fremder Nationen auf und empfiehlt statt des Schaarwerkdienstes eine Zinszahlung an.

Unerbört war nämlich die Bedrückung der Polesischen Bauern von den Magnaten, wodurch auch zum Theil der furchtbare Bund Chmielnicki's (gegen Adel und Juden), der so viel Blut gekostet hat, herbeigeführt oder doch unterstützt wurde.

Die immer wachsenden Steuer-Auflagen, verbunden mit der Last der Militär-Quartiere, waren dem Volke unerträglich geworden. Von neugeborenen Kindern, von Neuvermählten wurden Steuern eingetrieben — und noch bis heute erbielt sich in Polesien und Wolhynien die Sitte, Geschenke an den Hof zu bringen, als Pflaster, Leinwand, Grütze, Branntwein, Brod, Leibgürtel zc.

Geldzahlungen und andere Abgaben pachteten, trotz des Verbotes der Diözesal-Synoden, größtentheils die Juden und preßten sie ohne Mitleid den armen Bauern ab. Dafür wurden jene freilich von Chmielnicki hart genug gestraft, und wer weiß, ob ihrer nicht mehr gefallen sind, als von den Christen. Der Verfasser der Reformation erwähnt dieser Pachtungen. „In Rußen — sagt er — sind alle Pachtungen in den Händen der Juden, welche durch unzerstörbare Privilegien geschützt sind und von dem Landarbeiter jedes Jahr heischen, was früher nur alle 10 Jahr, dann alle 7, alle 5 und alle 3 gezahlt wurde — und die allein das Recht haben, zu jagen, zu fischen, Meth und Branntwein zu bereiten, die liegenden Gründe wegzunehmen, nur nicht den Bauern die Haut über die Ohren zu streifen!“ (Schluß folgt.)

M a n n i g f a l t i g e s .

— Die Kette. So heißt das neueste Lustspiel Scribe's, das auf dem Théâtre Français fast eben so viel Glück macht wie das „Glas Wasser“. Noch mehr aber als in diesem, ist es in dem neuen Stücke das große Talent des Verfassers, einen dramatischen Knoten auf geschickte Weise zu schürzen und zu lösen, was ihm den Beifall des Publikums erwirbt. Denn von einer dem Stoffe und den Personen immanenten dramatischen Wirksamkeit ist in der „Kette“ noch viel weniger die Rede, als im „Glas Wasser“. Vielmehr wird darin die alte, in unzähligen französischen Stücken schon da gewesene Geschichte wiederholt von der Liebe eines jungen Mannes zu einer verheiratheten Frau, die ihn durch Schönheit und Geist, durch den unwiderstehlichen Reiz einer seltenen Persönlichkeit gefesselt, aber doch am Ende einem einfachen Landmädchen, einer Jugendgespielin des jungen Mannes, den Besitz desselben überlassen muß. Kaum ein Anderer als Scribe durfte es wohl wagen, auf solchen Grundlinien, nicht etwa ein kleines lustiges Gartenhaus, nein, einen förmlichen fünf Stock hohen Palast für das Théâtre Français zu erbauen. Freilich versteht Herr Scribe aber auch die feinsten Züge der Gesellschaft, in der er lebt, aufzufassen und ihre geheimsten Momente zu belauschen. Die heutigen Verührungen und gegenseitigen Kokettereien der vornehmen Welt und der Kunst liefern ihm, wenn auch nicht den Stoff des Stückes, doch Stoff zu allerlei pikanten Episoden. Der junge Held des Drama's, Emeric d'Albret, ist Komponist, und die Musik öffnet ihm die Pforten der vornehmsten Häuser. Aus Bordeaux nach Paris gekommen, weil er in der Provinzialstadt seinem musikalischen Drang nicht genug thun konnte, fühlt er sich doch auch in der Hauptstadt unglücklich, denn es fehlt ihm das Instrument, auf welchem er der Welt seinen Beruf beweisen kann; er wollte eine Oper komponiren — aber er hatte kein Textbuch. Und in Paris ist, wie uns Herr Scribe versichert, ein gutes Textbuch eine eben so seltene Frucht wie in unseren Deutschen Dichtergärten. Es hängen wohl an allen Bäumen Berse und Reime, hier ein häßliches Lied, dort allensfalls ein wirksames Duett oder ein Chor, aber Alles zusammen giebt noch immer kein Libretto, mit dem ein dramatischer Komponist sein Glück machen kann. Da führt unseren Emeric sein musikalisches Talent in das Haus des Grafen von Saint-Gerain; er begleitet die Frau Gräfin zum Gesang, und der noch etwas provinzialstädtische, aber interessante junge Mann spricht zu ihr von seinem Uffern. Was nützt ihm alle seine Virtuosität? Er gäbe sie gern hin für das Eine, das ihm fehlt. „Mein Königreich für ein Textbuch!“ Da ruft die geistreiche Gräfin den in der Gesellschaft anwesenden Dichter, den einzigen, der in Frankreich Texte zu schreiben versteht — wahrscheinlich Herr Scribe selbst — und verlangt von ihm ein Libretto für ihren Schützling. Einer solchen Frau kann der Dichter nichts abschlagen; acht Tage darauf hat Emeric seinen Text, und nach einigen Monaten spricht man in ganz Paris, ja in der ganzen musikalischen Welt, von seiner Oper und von seinem außerordentlichen Genie. Sein Glück ist gemacht, und er sagt und wiederholt sich stets, daß er es zunächst der lebenswürdigen Gräfin verdanke, die, je mehr sein Ruhm wächst, auch um so mehr in seiner Dankbarkeit, ja in seiner Leidenschaft sich zu befestigen weiß. Dies nun ist die Kette, an der der arme junge Mann gefesselt ist und die dem Lustspiel des Herrn Scribe den Namen leiht. Wie diese auf die oben angedeutete Weise gelöst wird, mögen wir hier nicht verrathen, da das Stück doch wohl in kurzem auch auf der Deutschen Bühne zu erwarten ist, und namentlich in Berlin fast mit derselben Besetzung gegeben werden kann, wie das „Glas Wasser“; wenigstens sind auf dem Théâtre Français fast ganz dieselben Personen in beiden Stücken beschäftigt.